

Der Freie Schwarzwälder

Wildbader Anzeiger und Tageblatt

mit Erzähler vom Schwarzwald.



Erscheint
an allen Werktagen.
Abonnement
in der Stadt vierteljährlich M. 1.35
monatlich 45 Pf.
Bei allen württ. Postanstalten
und Boten in Orts- u. Nachbar-
ortsverkehr vierteljährlich M. 1.35,
ausserhalb desselben M. 1.35,
Inzu Bestellgeld 30 Pf.
Telefon Nr. 41.

Amtsblatt für die Stadt Wildbad.

Verfündigungsblatt
der Kgl. Forstämter Wildbad, Meßtern,
Enzklösterle etc.

während der Saison mit
amtl. Fremdenliste.

Inserate nur 8 Pf.
Ausdrücke 10 Pf., die Klein-
spaltige Garmondzelle.
Reklaman 15 Pf. die
Pettzelle.
Bei Wiederholungen entspr.
Rabatt.
Abonnements
nach Uebereinkunft.
Telegramm-Adresse:
Schwarzwälder Wildbad.

Die Mainlinie.

Anknüpfend an die Gegensätze, die zwischen den süd- und norddeutschen Sozialdemokraten hervorgerufen sind, edwertet Abgeordneter Friedrich Payer in der Oktobernummer der „Süddeutschen Monatshefte“, die in der nächsten Woche erscheinen wird, die Wandlung der Weltanschauung Preußens in Süddeutschland. Aus den interessantesten Ausführungen sei folgendes wiedergegeben:

Es geht so allmählich durch Süddeutschland ein Gefühl — nicht bloß in der Sozialdemokratie — als ob wir nachgerade von Berlin aus reichlich genug diszipliniert und beglückt wären. Man sieht, was von dort kommt, mit einer gewissen Nüchternheit an, die vielleicht schon länger am Platz gewesen wäre.

Die süddeutschen Regierungen und Behörden haben sich mit einer seltenen Aufopferungs-, ja Selbstentäußerungsfähigkeit dem norddeutschen Einfluß gefügt, seit das Reich besteht. Nicht die von norddeutschem Geiste getragene fast in allem an preussische Verhältnisse sich anlehnende Gesetzgebung und Verwaltung noch so unannehmlich, ja bisweilen direkt abträglich für uns sein, mit ruhrender, wirklich nur durch nationale Eingabe erklärbarer Gewissenhaftigkeit wurden sie bei uns durchgeführt. Selbst dann, wenn man in Preußen bereits eingesehen hatte, daß eine Vorschrift nicht klappete und sich deshalb mit weitgehender Nachsicht haß, waren wir in der Durchführung hart gegen uns.

Langsam formen wir nun von der offenen oder unangelegenen Bewunderung norddeutscher Staatskunst zurück. In der auswärtigen Politik ist es auch wirklich unmöglich, Erfolge anzutäumen, und auf anderen Gebieten machen wir die Erfahrung, daß manche erprobte Einrichtung, die wir feinerzeit feuchend auf dem Altar der Einheit geopfert hatten, nach langen Jahren als das Ärgste von Berlin wieder zu uns zurückkehrt.

So sichert allmählich, wenn auch noch etwas unsicher, das Bewußtsein durch, daß es für das Ganze und für uns selbst besser wäre, wenn wir nicht alles Heil vom Norden her erwarten, vielmehr versuchen würden, im gegebenen Rahmen und unserer Kraft entsprechend das eigene Wesen und die eigene Meinung mehr als bisher durchzusetzen. Das geht nicht gegen die deutsche Einheit, sondern im Interesse der deutschen Einheit gegen ein Uebermaß preussischer Vorherrschaft. Die Rückständigkeit Preußens in der inneren Po-

litik muß in den süddeutschen Staaten, die der Reihe nach unter schweren Kämpfen das unverkürzte allgemeine Wahlrecht durchgesetzt haben, diese Auffassung natürlich sehr unterstützen und auch das preussische Volk ist nicht ganz unschuldig, wenn seine langjährige Passivität gegenüber dem Dreiklassenwahlrecht in Süddeutschland den Mäuben an seine Führerschaft etwas wankend gemacht hat.

Teilweise sind die Folgen dieser Einsicht bereits gegen außen erkennbar. Im deutschen Reichstag ist der süddeutsche Einfluß stärker als vor zwanzig oder dreißig Jahren. Er wird in dem Maß stärker werden, in welchem Preußen es vermag, für den politischen Fortschritt einzutreten.

Auch die großen politischen Parteien tragen den Verhältnissen Rechnung, die Süddeutschen erringen in ihnen nach und nach mehr Beachtung für ihre Anschauungen und treten teilweise auch gegen außen als Führer hervor. Vielleicht wäre auch der sozialdemokratischen Partei die gegenwärtige Krisis erspart worden, wenn man in der Zentralleitung in Berlin, weniger unfehlbar, sich die Nähe genommen hätte, sich etwas mehr in süddeutsche Verhältnisse und süddeutsches Wesen einzuleben und sie mehr zu berücksichtigen.

Die praktisch bedeutungsvollste Verschiebung aber wird hoffentlich bereits eingetreten sein oder wird unmittelbar eintreten müssen. Niemand, der die Verhältnisse kennt, kann bestreiten, daß im Bundesrat die Stellung der kleineren Einzelstaaten sehr bescheiden gewesen ist. Ihre Lage ist ja Preußen gegenüber, namentlich bei den ganz kleinen norddeutschen, unverkennbar schwierig, aber sie haben sich doch bisher zu sehr imponieren lassen und haben vielfach verjährt, für das Richtige, auch wenn wenn sie es erkannten, mit der ihnen immerhin möglichen Tatkraft einzutreten. Hätten dann beispielsweise im Reich derart klägliche Finanzzustände, wie sie die „Norddeutsche Allgemeine“ nun in den beweglichsten Tönen schildert, eintreten können, wenn sie ihre Schuldigkeit, nötigenfalls unter offener Vertretung ihres Standpunkts im Parlament, getan hätten? Dazu ließen sie aber schon die kleinen Eisenbahnen unter einander nicht kommen. Jetzt haben norddeutsche Staats- und Finanzkunst den Karren in einer Weise verfahren, die ohne Beispiel ist. Jetzt wird beschworen an Jedermanns Mitarbeit und Opferwilligkeit appelliert. Wenn die süddeutschen Staaten, nicht jetzt den Augen lid erfassen, um die haushalterische Sparamkeit, die sie für sich üben, auch auf das Reich auszudehnen und überhaupt ihre

Stellung im Reich im Geiste der Verfassung zu kräftigen, dann ist ihnen nicht mehr zu helfen, dann können sie ja innerhalb ihrer vier Pfähle noch manches Nützliche wirken, aber im Rat des deutschen Reiches werden sie über die Rolle eines äußerlich gut behandelten Statisten nicht hinauskommen.

Diese ganze Entwicklung ist nichts weniger als verwunderlich. In allen großen Reichen machen sich gewisse Gegensätze zwischen den einzelnen Bevölkerungs teilen bemerkbar, die durch die geographischen Verschiedenheiten und die Unterschiede des Temperaments und der historischen Entwicklung nicht bloß erklärt, sondern auch gerechtfertigt werden. Es entspricht durchaus dem deutschen Wesen, daß im Reich diese Unterschiede durch die bundesstaatliche Form offiziell sanktioniert sind, und es ist ein Glück, daß dem so ist. Der politische Fortschritt, auch viele Kulturfragen fahren ganz gut dabei. Es ist verständlich, daß in den ersten Jahrzehnten des Reichs die Macht und das Ansehen des Vorkaates Preußen auf allen Gebieten maßgebend waren. Es ist ebenso verständlich, wenn jetzt auch Süddeutschland, zumal es sich der Einsicht nicht mehr verschließen kann, daß man auch im Staat Preußen mit Wasser kocht, nach Berücksichtigung seiner Stellung und seiner Art verlangt.

Das ist nicht die Mainlinie, wie norddeutscher Partikularismus diese Strömungen zu verbächtigen sucht, sondern das Wiedererstehen der Mainlinie wird gerade dadurch verhindert, daß man Alle gelten läßt. Das deutsche Einheitsgefühl ist so stark, daß es lieber noch den Einheitsstaat auf sich nähme, als einen bleibenden Schnitt zwischen Nord- und Süddeutschland. Aber das eine ist so undenkbar wie das andere. Daraus müssen wir uns mit einander einrichten. Es wäre lächerlich, wenn die Süddeutschen, wie man ihnen im letzten Winter hier und da unterstellt hat, den Anspruch erheben wollten, daß ihre Einrichtungen überall als maßgebendes Beispiel für Norddeutschland dienen sollten. Es ist umgekehrt schädlich und führt zu Kämpfen wie zur Zeit innerhalb der Sozialdemokratie, wenn man glaubt, die Süddeutsche unter die norddeutsche Schablone zwingen zu können. Bevormundung jeder Art ist bei uns zu Land nicht bloß den Sozialdemokraten verhaßt.

Rundschau.

Drohende Arbeitslosigkeit.

Zu dieser allgemein interessierenden Frage nimmt ein Berufungsurteil des Landgerichts 2 in Berlin Stellung.

Sie verließ das Zimmer und Rosa-Marie ging an den Schreibtisch und ordnete ohne zu denken die Bücher und Papiere welche der Doktor, wie gewöhnlich, dunt durcheinander geworren hatte. Mit einem Gefühl des Glücks schob sie ihren Lieblings-Autor Dickens, der gerade da lag, beiseite. Wie waren die Bücher doch so unanstößlich, wenn die Natur das Wort führte so grobkartig, so gewaltig, so streng!

Sie ging wieder in die Küche, um bei der Hausbälterin Trost zu suchen.

„Könnten wir nicht jemand austauschen, um den Doktor zu suchen; vielleicht ist er doch unterwegs, man kann nicht wissen!“

„Aber was fällt Ihnen nur ein? Es ist ein Wetter, bei dem man keinen Hund hinausläßt! Machen Sie sich doch keine Sorge um den Doktor; der würde Sie anlachen, wenn er es hörte. Ich sage nichts Böses von ihm — Gott bewahre! Ich hätte einen weit schlummeren Herrn finden können — aber es fällt mir nicht ein, mich feinetwegen zu ängstigen. Er ist al und verständig genug, um zu wissen, was er tut.“

„Nicht denkt, der Wind nimmt ein wenig ab; meinen Sie nicht auch, Jungfer?“

„Er wird wohl endlich einmal abnehmen“, war die trockene Antwort.

Unberührt lehrte Rosa-Marie in das Wohnzimmer zurück; das Mittagessen, wonach sie Verlangen trug, war bei Jungfer Wol nicht zu finden. Ihre Uhrzeit wurde je länger, je größer.

„Ist Ihnen kein Tee gefällig?“ fragte etwas später die Jungfer Wol.

„Danke, für mich nicht! Ich will alles fertig machen für den Doktor. Wie kalt und naß wird er sein, wenn er zurückkommt!“

„Na, ich habe ihn ja nicht so verwöhnt“, wottete die Hausbälterin.

„Das war nicht recht von Ihnen, Jungfer! Denn der Doktor ist so gut; es gibt keinen zweiten Mann in der Welt, der so gut und edel wäre.“

„Ei, Sie scheinen Ihren sogenannten Dattel ja sehr lieb zu haben!“

(Fortsetzung folgt.)

Die lächerlichsten Kollisionen erzeugt die deutsche Nationalität, welche Titel sucht, Titel für Würden hält, und leere Apostrophen für voll, weil sie goldene Inschriften tragen.
J. Weber.

Rosa-Marina.

Roman von Peter von Jena.
Deutsch von Leo von Sternfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Sie stieg die Treppe hinauf in ihr Zimmerchen, das nämlich, in welchem Franz geblieben hatte, es ging nicht auf das Meer hinaus. Es war völlig dunkel da, der Regen schlug in Eisenen gegen die Scheiben. Rosa kniete vor dem Bette nieder und veruchte zu beten für ihren Beschüger, für ihren Wohltäter der jetzt vielleicht ganz allein zwischen den Dänen aller Unbill des Wetters ausgeht war, aber es war ihr, als wenn der Wind höhnlich zu all ihren Bitten lachte.

„O Batez im Himmel... schätze ihn... meinen...“ Sie kam nicht zu Ende; brüllend schien der Dämon ihre Worte aufzufangen und zu entführen. „O Herr, der Du den Winden befehlst, laß Ruhe einreten“, flehte sie, als der Sturm einen Augenblick nachließ, und das unheimliche Pfeifen und Kochen, von dem schrecklichen Brüllen der Wogen beaufworte, auf einige Sekunden verstummte. Aber zischend und knatternd fiel das höllische Geschrei wieder ein, und die Wogen überschlugen das bange Mädchen des Windes; sie klagten und schrien, als wenn sie sagen wollten: Wir werden mißhandelt, verletzt, gepeinigt; wir können nicht ruhig sein, selbst wenn wir schlafen. Der Wind martert uns mit seinen höllischen Vorterschreien.

Und sie fühlte plötzlich Mitleid mit dem Meere, das sich am Morgen noch so frohlich, so unerschrocken und so schön an den Strand schob; es hatte sich von den Sonnenstrahlen küssen, von den Wellen küssen lassen, und wenn es jetzt so ernst war

und in schauernder Wut sich erhob, so war es nicht seine Schuld, der Wind tat es dem guten Meere an, der böse, treulose, verährliche Wind! Sie fühlte ein unüberwindliches Verlangen, es zu sehen in seinem tiefsten Glend, und sie ging in die gegenüberliegende Manfarte und schaute hinaus in die schwarze Finsternis. Sie schauerte zusammen, aber doch unklammerte sie mit ihren Fingern die schmale Fensterbank.

Es war ein entsetzliches Schauspiel; die Wellen schienen zu leuchten, Funken tauchten über die Schaumkronen in einem tollen, wilden Herentanz; fürchterliche Rölle öhneten sich, und dann rangen sich die Wasserengen gleichsam aus der Tiefe los und stiegen gegen den Himmel an. Der war von schwarzen Wellenmassen so dicht bedeckt, als wenn nie mehr ein Strahl von Sonne, Mond oder Sternen sie durchdringen könnte, und dann und wann schien er zu bersten, wenn der Blitz nach allen Richtungen hin ihn durchzuckte und sein Licht einen Augenblick aufklarte, um sofort wieder zu erlöschen.

Wenn nun das Meer von diesem Wind so erregt werden konnte, dieses mächtige, große Meer, wie würde es dann dem Mann ergeben, der ganz allein seiner erbarungslosen Wut preisgegeben war! Sie stoh vom Fenster hinweg, kitzte die Treppe hinunter, warf sich in den Sessel ihres Oheims und rang verzweifelt die Hände.

Jungfer Wol kam mit der Lampe herein und hörte sie seufzen und schöhnen.

„Aber wie können Sie sich nur so aufregen!“ saute die Hausbälterin, ihrer Stimme einen Funken von Verzüglichkeit beimischend. „Es ist ja nicht so schlimm, wie Sie meinen.“

„Aber die armen Fischer, welche jetzt draußen sind, Jungfer...“

„Ja, die müssen einen bösen Tanz mitmachen; beim letzten Sturm ist das Schiff von Eddissen gestrandet. Sie kennen die Leute ja; drei Brüder waren darauf, und wenn der Doktor sich ihrer nicht angenommen hätte, so wäre es der Familie schlimm gegangen.“

„Ach, wäre er nur zu Hause, dann wäre ich nicht so unglücklich.“

„Lassen Sie sich doch beruhigen“, sagte die Jungfer, ein wenig ärgerlich. „Der Doktor wird seinen Weg schon finden.“

lung. Nach § 6 Abs. 1 Nr. 1 des Krankenversicherungs-
gesetzes sind als Krankenunterstützung zu gewähren: „Freie
ärztliche Behandlung, Arznei, sowie Brillen und Bruch-
bänder und ähnliche Heilmittel.“ Im vorliegenden Falle
enthielt das Statut der Krankenkasse in Anlehnung an
die angeführte Vorschrift die Bestimmung, daß als Kran-
kenunterstützung zu gewähren ist: „... die Lieferung
von Brillen, Bruchbändern und ähnlichen Vorrichtungen
oder Heilmitteln, welche zur Heilung des Erkrankten oder
zur Herstellung und Erhaltung der Erwerbsfähigkeit nach
beendetem Heilverfahren erforderlich sind.“ Die
Krankenkasse bestritt, nach diesen statutarischen Bestim-
mungen zur Lieferung eines künstlichen Gebisses verpflich-
tet zu sein. Das Landgericht ist der Ansicht der beklag-
ten Ortskrankenkasse aus folgenden Gründen beigetreten:

Als Heilmittel ist anzusehen, was dazu bestimmt ist,
einem noch vorhandenen Gliede oder Organe des Körpers
die normale Funktionsmöglichkeit zu gewähren, nicht aber
an Stelle eines nicht mehr vorhandenen Gliedes ein künst-
liches, das ähnliche Funktionen erfüllt, zu setzen. „Hei-
len“ heißt ein Glied bezw. Organ, das in seiner Funktion
geschwächt ist, durch Anwendung äußerer Mittel wieder
so zu stärken, daß es seine normalen Funktionen ganz oder
in erhöhtem Maße wieder ausüben kann. Daher ist eine
Brille, ein Bruchband, nicht aber ein künstliches Bein
oder ein Glasauge ein Heilmittel. Ein künstliches Gebiß
kann kein Heilmittel unter Umständen darstellen und würde
es auch im vorliegenden Falle sein, wenn die Behauptung
des Klägers richtig wäre, daß nach dem Gutachten des
Sachverständigen das Gebiß zur Heilung von Gesicht-
neuralgie dienen soll; denn dann würde es dazu be-
stimmt sein, den in ihren Funktionen gestörten Gesicht-
nerven die normale Funktionsmöglichkeit wieder zu ge-
währen. Nach dem Gutachten des Sachverständigen ist
das Gebiß aber notwendig, da ohne dasselbe Verdauungs-
schmerzen und Magenkrankheiten eintreten können.
Es handelt sich also lediglich um Ersetzung eines ver-
loren gegangenen Organs durch ein künstliches; nicht um
ein Heilmittel, sondern um eine Präventivmaßregel. Und
solche auf ihre Kosten zu treffen, ist nicht Aufgabe der
Krankenkassen; sie sind nur verpflichtet, von Beginn der
Krankheit ab die gesetzlichen Leistungen zu machen. Ob
die Kasse in ihrem eigenen Interesse besser täte, jetzt das
Gebiß zu liefern, brauche nicht erörtert zu werden, da
dies auf die rechtliche Beurteilung ohne Einfluß ist, au-
ßerdem auch niemand gezwungen werden kann, sich selbst
vor Schäden zu bewahren.

Die neuen Steuern.

Nach der „Wln. Zt.“ soll Branntwein, Bier und
Tabak mit 280 Millionen Mark herangezogen werden.
Dabei wird von den verbündeten Regierungen ein Roh-
spiritusmonopol vorgeschlagen werden. Bier al-
lein soll 100 Millionen M. mehr als bisher einbringen.
Diese drei großen Steuergebieten tritt als viertes
der Wein hinzu.

Die Nachlasssteuer mit der Einschränkung des In-
testatenerbschafts soll 100 Millionen Mark bringen. Um
500 Millionen Mark Reichsbedarf vollzumachen, wird so-
dann eine Steuer auf Gas und Elektrizität, ferner
auf Inzerate vorgeschlagen. Für diese beiden Steuern
sind 55 und 25 Millionen als Ertrag in Aussicht ge-
nommen. Die Erhebung der Matrilinearbeiträge von 40
Pfennig auf 80 Pfennig würde ein Mehr von 26 Millio-
nen ergeben. Das Blatt ist der Meinung, daß Inzeraten-,
Gas- und Elektrizitätssteuer keine Aussicht auf
Annahme haben, und daß deshalb die Matrilinear-
beiträge entsprechend stärker erhöht werden dürften.

Berlin, 26. Sept. Wie die „deutsche Weinzeitung“
meldet, wird die geplante Weinsteuer eine
Grundsteuer von 10 Pfennig für die Fla-
sche Wein, außerdem eine Wertzuschlagsteuer
nach progressiven Grundätzen bringen. Alkoholische Ge-
tränke sollen steuerfrei bleiben.

Die Reklametrommel für die neuen Steuern.

Um das Interesse für die Reichsfinanzreform
in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes zu wecken
und die breiten Massen über die Pläne der Reorganisation
aufzuklären, sollen, wie die „Börsen- und Handelszeitung“
erfahren haben will, demnächst im großen Saale
der Ausstellungshallen am Zoologischen Garten in Berlin
öffentliche Vorträge stattfinden. Es sei nicht aus-
geschlossen, daß in einer derselben Staatssekretär Sydow
persönlich seine Pläne entwickeln werde. —
Hoffentlich wird die Rede des Herrn Sydow auch in
Platten gesprochen, damit man nicht nur in Berlin hört,
daß zuckersüße Reden schlechte Steuerpläne nicht zu bessern
vermögen.

Die badischen Jungliberalen und der Reichs- verband der nationalliberalen Jugend.

Auf dem letzten Parteitag der badischen Jung-
liberalen war, wie erinnerlich, auf Antrag eines Vor-
standsmitgliedes die Abstimmung über den Anschluß
des badischen Landesverbandes an den Reichsverband der
nationalliberalen Jugend bis zum September ds. Js.
vertagt worden, um bis dahin noch in den Vereinen
die nötige Klärung herbeizuführen. Das Ergebnis die-
ser Abstimmung liegt nun vor: Von 27 badischen Ver-
einen haben sich 12 Vereine für und 9 gegen den An-
schluß ausgesprochen, während sich 6 Vereine der Ab-
stimmung enthielten. Der Anschluß der badischen
Jungliberalen an den Reichsverband ist damit abge-
lehnt. Der Vorsitzende des badischen Landesverbandes,
Oberamtsrichter Dr. Koch in Mannheim, ein Freund
des Anschlusses, hat aus diesem Ergebnis der Abstimmung
die Konsequenzen gezogen und den Vorsitz nieder-
gelegt.

Elfaß-Lothringen — ein Bundesstaat?

Die Mehrheitsparteien des elfaßischen Landes-
ausschusses haben sich, wie man der „Nationalzeitung“
aus Straßburg berichtet, dahin geeinigt, sofort
nach dem Zusammentritt des Bundesausschusses den An-

trag auf Einreichung Elfaß-Lothringens in
die Reihe der selbständigen Bundesstaaten zu
stellen. Gleichzeitig soll eine besondere Deputation des
Landesausschusses das gleiche Ersuchen dem Kaiser per-
sönlich unterbreiten.

Die Affäre Alberti.

Ein Konflikt zwischen der Krone und Bauern-
mehrheit des Unterhauses scheint, nach einer Meldung aus
Kopenhagen, nunmehr fast unvermeidlich. Mit we-
nigen Ausnahmen scheinen Albertis Ministerkollegen es
mit dem Abschiedsgesuch keineswegs ernst ge-
meint zu haben. Sie wollen um jeden Preis die Macht
behalten und lassen sich in ihren eigenen Zeitungen lob-
hudehnen und auffordern, auf ihren Posten zu verharren,
wenn die Unterhausmehrheit des Montag zusammentre-
tenden Reichstags ihnen ein Vertrauensvotum
gibt. Alles dazu Nötige ist bereits vorbereitet. — Die
„Berlingske Tidende“, die oft von höchster Seite
inspiriert ist, veröffentlicht einen tief ernsten Artikel, der
die Bauern davor warnt, den Vogen zu überspannen.
Die Zeitung sagt, die Bauern müßten verstehen, daß sie
ihre völlige Untauglichkeit als Staatslenker ge-
zeigt haben; ihre Pflicht sei es, sich nun weiter auszu-
bilden, um künftig dazu brauchbar zu werden. Ein Ver-
brechen gegen das Vaterland wäre es, wenn einzelne
Bauernführer oder die ganze Partei jetzt versuchen woll-
ten, sich an die Macht anzuklammern. Es handelte sich
um Höheres als die Bewachung kleinlicher Partei-
interessen und persönlicher Machtbegierden. Die übrige
Bevölkerungsklassen wollten nicht länger vom Bauern-
stande despotisch gelenkt werden, der infolge fehlender Ein-
sicht das Land in Schande und Unglück gestürzt habe. Die
aufgeklärte öffentliche Meinung fordere jetzt ein Mini-
sterium aus Männern, die nicht nur Politiker, sondern
auch kenntnisreich seien und deren Namen dem Ausland
gegenüber Garantien böten.

Die Cholera

wütet in der russischen Hauptstadt immer noch in furcht-
barer Weise. Die Zahl der Erkrankungen wächst be-
ständig. Von Donnerstag bis Freitag mittag sind 357
Neuerkrankungen und 162 Todesfälle vor-
gekommen. Die Gesamtzahl der Erkrankten beträgt
jetzt 1806.

Die heutigen Meldungen besagen:

Petersburg, 25. Septbr. Im Douchow-Spital
herrschen entsetzliche Zustände. Der Hospitallei-
ter sandte dem Oberhaupt folgendes Telegramm: Die
Leichen lagern in ungezügelter Menge, die Leichen lie-
gen haufenweise aufgestapelt, so daß die An-
gehörigen nur mit Mühe ihre Toten finden. Cholera-
leichen liegen in den Zimmern. Die Beschwerden
häufen sich.

Warschau, 25. Sept. Trotz aller Ventilationen,
den Engländer John Pollich in dem Choleraspital zu
retten, ist er doch um 6 Uhr gestorben.

Riga, 25. Sept. Hier ist heute der erste Cho-
lerafall mit tödlichem Ausgang vorgekommen.

Bulgarien und die Türkei.

Die Stimmung, die die Besetzung des bulgarischen
Teils der Orientbahnen im bulgarischen Volke
ausgelöst hat, nimmt von Tag zu Tag sowohl in
Sofia, wie im übrigen Bulgarien eine entschiedenere
Färbung an. Die wirtschaftlichen Interessen,
die dabei mitspielen, treten immer mehr und mehr
in den Hintergrund gegenüber den politischen Hoff-
nungen, die sich an diesen Vorgang knüpfen und die in
dem Verlangen nach Unabhängigkeitserklä-
rung des Fürstentums gipfeln. Bisher trat dieser
Freiheitsgedanke weniger in die Öffentlichkeit. Seit der
Besetzung der Orientbahnen hat sich aber in den Köpfen
der großen Massen die Ueberzeugung festgesetzt, daß aus
diesem Anlaß endlich ein entscheidender Schritt
getan werden müsse. Man ist jetzt schon davon über-
zeugt, daß die bulgarische Regierung sich dieser
populären Forderung nicht werde widersetzen
können. Der Gesehew-Zwischenfall hat im Ver-
gleich zu der Affäre der Orientbahn nur noch nebensäch-
liche Bedeutung; über ihn würden beide Teile sich ver-
hältnismäßig leicht verständigen können.

Daß auch die bulgarische Regierung entschlossen ist,
nicht nachzugeben, vielmehr beabsichtigt, auf die Stim-
mung des Volkes Rücksicht zu nehmen, geht aus folgendem
Telegramm hervor, das der Berliner Lokal-Anzeiger von
seinem Korrespondenten in Sofia erhalten hat: Der Mi-
nister des Auswärtigen bestätigte mir den In-
halt des heutigen Kommuniquees, worin die Ueber-
nahme der Orientbahn abgelehnt wird. Die
besetzten Strecken müßten von Bulgarien be-
halten werden, sollten darüber auch mehrere
Regierungen fallen. Die Bevölkerung von
Südbulgarien würde sich der Freigabe der Li-
nien mit Gewalt widersetzen. — Das alles
deutet auf eine ernste Zuspitzung des Konflikts.

Tages-Chronik.

Berlin, 26. Sept. Auf der elektrischen Hoch-
bahn fuhr in der Höhe des Gleisdreiecks ein
Wagen umstürzte auf die Straße. Dreizehn Personen
sind tot, 8 schwer verletzt.

Karlsruhe, 25. Sept. Wie Fr. Ztg. erfährt,
hat Abg. Dr. Vinz den Vorsitz im Landesverband der
Nationalliberalen Partei niedergelegt.

München, 25. Sept. Der bayerische Kultusmini-
ster v. Behner hat die Walfalla bei Regensburg be-
sucht und bestimmt, daß die Bäfte Bismarcks dort
neben der Kaiser Wilhelms I. aufgestellt werden
soll. Der Termin, wann die Aufstellung erfolgt, ist noch
nicht genau bestimmt.

Eisenach, 26. Sept. Ein Leutnant des 94.
Inf.-Reg. wurde in seinem Zimmer erschossen auf-
gefunden. Neben ihm lag die Leiche seiner Ge-

liebten, einer 19jährigen Kontoristin, mit dem Re-
volver in der Hand.

Leipzig, 25. Sept. Bei dem Buchhändler Günther
in Aschersleben wurden mehrere Steindruckbil-
der polizeilich beschlagnahmt. Es handelt sich
um Arbeiten von Volkmann und zwar: „Nymphen“,
„Jüngling und Pferd“, „Elsawiese“ und „Liberbad“.
Der Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig hat ge-
gegen die aufsehenerregende Beschlagnahme der in ver-
schiedenen Kunstzeitschriften veröffentlichten Bilder Ein-
spruch erhoben.

Berlin, 26. Sept. Wie sicher verlautet, wird dem
Reichstag demnächst der Entwurf über eine Automobil-
haftpflichtgesetz, sowie der Entwurf eines Arbeitskammer-
gesetzes zugehen.

Berlin, 25. Sept. Wie die „Deutsche Tageszeitung“
gegenüber anders lautenden Meldungen vernimmt,
ist zur Zeit ein militärisches ehrengerichtliches
Verfahren gegen den Inspektor Bürgermeister Dr.
Schädling (der Offizier des Beurtheilungsstandes ist)
nicht eingeleitet worden, und zwar, weil Meinungs-
verschiedenheiten zwischen den militärischen Vor-
gesetzten Schädling über die Zweckmäßigkeit eines sol-
chen Verfahrens herrschen.

Wien, 25. Sept. Fürst Ferdinand von Bulgarien
traf heute abend hier ein.

San Sebastian, 25. Sept. Der Minister des
Aeußern, Alendekalazar, erklärte die Vorbehalte
die Deutschland in seiner Note auf die französisch-pa-
nische Note gemacht habe, bieten für Madrid und Paris
keinerlei Schwierigkeiten.

Paris, 25. Sept. Wilbur Wright führte am
Vormittag auf dem Lagerfelde von Auvoours einen
neuen Flug von 36 Minuten 14 Sekunden aus; er
mußte aber infolge Ausrittens des Benzinreservoirs seine
Flucht unterbrechen. Die Landung erfolgte glatt. Er
gedenkt aber heute abend nach der Reparatur einen neuen
Aufstieg zu unternehmen.

Antwerpen, 26. Sept. In der Gegend des Ha-
fens wütet ein Großfeuer, das noch nicht bewältigt
werden konnte.

Newyork, 25. Sept. A. D. Brown und 3 andere
Mitglieder der Fondsbörsenfirma A. D. Brown u. Co.,
die ihre Zahlungen am 26. August einstellte, wurden
unter der Beschuldigung des Diebstahls verhaftet.

Luftschiffahrt.

Neue Aufstiege Zeppelins.

Die Notarluftschiff-Korrespondenz erhielt auf eine
Anfrage vom Grafen Zeppelin folgende telegraphische Aus-
kunft:

„Zeppelin wird mit seinem 85 PH-Mo-
toren vor Mitte Oktober aufsteigen.“

Gez. Graf Zeppelin.“

Der Graf hat demnach darauf verzichtet, die här-
teren 110PH-Motoren des gescheiterten Luftschiffes in das
ältere Schiff einzubauen und es bei den schwächeren Mo-
toren bewenden lassen. Dagegen ist der Auftrieb und
die Tragkraft dieses Schiffes durch das Einfügen eines
neuen Gliedes erhöht worden, so daß der verfügbare
Betriebsstoff und Ballast eine erhebliche Ver-
größerung erfahren können und damit auch für Zepp-
elin I die technische Möglichkeit einer 24 Stunden-
fahrt vorliegt.

Berlin, 26. Sept. Wie verlautet, soll zwischen
Graf Zeppelin und Major Groß vom Luftschiff-
bataillon ein schwerer persönlicher Konflikt be-
stehen. Major Groß soll eine Aeußerung über den Ur-
sprung der Erfindung des starren Systems getan haben,
die für Zeppelin schwer verletzend sei. Graf
Zeppelin habe die Absicht, von Major Groß
persönlich Rechenschaft zu fordern. Das Mi-
nisterkabinett soll bereits mit der Angelegenheit befaßt sein.

Friedrichshafen, 26. Sept. Die Luftschiff-
bau-Zeppelin-Gesellschaft beabsichtigt laut
Frankfurter Zeitung, ein Preisanschreiben zu veröffent-
lichen, in welchem Preise ausgesetzt werden für Pläne und
Kostenanschläge für die neuen Ballonhallen. Es ist eine
Halle geplant, in der zwei Schiffe gebaut und unterge-
bracht werden können. Die innere Breite der Halle soll
43, die Höhe 20 und die Länge 152—160 Meter betragen.
Auch soll die Möglichkeit geschaffen sein, die Halle zu
verlängern. Decken und Wandungen sollen möglichen
Schutz gegen Bestrahlung gewähren, damit die Temperatur
in der Halle eine gleichmäßige bleibt. Ferner soll für
reichliches Licht und gute Lüftung gesorgt werden. Die
Stirnseiten sollen durch Tore, Jalousien oder ähnlich
zu öffnen sein, daß der ganze Querschnitt freigelegt wird.
Von großem Interesse für die Bauindustrie wird sein,
welche Bauart gewählt wird, denn diese Halle wird vor-
bildlich werden für die Dampfhallen, die schon jetzt in ver-
schiedenen Großstädten geplant sind. Eisenkonstruktion in
Verbindung mit Wandungen aus isolierendem Material
und Eisenbeton werden hier um den Preis der Zweckmäßi-
keit und Billigkeit ringen. Nur wenige erste Firmen
oder Bewerber, die mit solchen in Verbindung stehen, wer-
den zur Konkurrenz zugelassen.

Aus Württemberg.

Aus der Volkspartei. In einer von der Eh-
linger Volkspartei u. Jungen Volkspartei veranstalteten,
aus allen Ständen u. Parteien gut besuchten Versammlung,
sprach Landtagsabgeordneter Löchner über Schulre-
form. Neben der Einführung des Simultanschule in Be-
den der fakultativen Zulassung der Simultanschule in Be-
meinden mit gemischter konfessioneller Bevölkerung ver-
langte er Beseitigung des Schulgeldes und der geistlichen
Ortschulaufsicht, ferner Erhöhung der Bildung der Lehr-
er an den Lehrerseminaren. Die Versammlung nahm
nach längerer ruhiger Debatte, in der Debatte Plausch für
die konfessionelle Schule, alle anderen Redner für die Si-
multanschule eintraten, folgende Resolution an: Die vom
Berein der alten und jungen Volkspartei überreichte, aus

den Ständen und Parteien gut bewachte Verantwortung be-
trägt die Novelle zum Schulgesetz. Sie fordert aber eine
Ergänzung und Bervollständigung in mehr liberalerem
Sinn. Sie fordert unter allen Umständen die gänzliche
Beseitigung der geistlichen Ortsschulaufsicht, sowie eine
simultane Gestaltung der Oberschulbehörde, außerdem die
Einführung der achtjährigen Schulzeit.

Der Volksverein Stuttgart beschäftigte sich
mit dem Tübinger Parteitag. Nach einem Referat
des Prokuristen Frank über die Lage der Privatbeam-
ten wurde den von Professor Hummel aufgestellten Lei-
stungen zugestimmt. Conrad Hausmann sprach über die
Reichspolitik und betonte die Notwendigkeit einer Sanie-
rung unserer Reichsfinanzen. Von der Fassung einer Re-
solutions wurde abgesehen.

Vom Landtag. Die Volksschulkommission
der Abgeordnetenkammer tritt zur Beratung der
Volksschulnovelle in den ersten Tagen des Oktober zu-
sammen. Für das Plenum der Kammer ist die Ein-
berufung auf Dezember in Aussicht zu nehmen, falls
die Volksschulkommission ihre Beratungen, namentlich die
Fertigstellung der Berichte rechtzeitig erledigt hat.

Cannstatt, 26. Sept. Das Volksfest nahm heute
seinen Anfang. Ein Gang durch die kurzlebige Feststadt
läßt erkennen, daß das diesjährige städtische Volksfest in
der Mannigfaltigkeit der „Genüsse“ seinen Vorgängern
an nichts nachsteht. Wer zwar hofft, diesmal Ueberraschun-
gen oder Neuigkeiten vorzufinden, wird enttäuscht sein.
Auch das diesjährige Volksfest trägt im allgemeinen das
seit vielen Jahren bekannte Gepräge, man findet sogar
viele am gleichen Plage, an dem man es früher zu
finden gewohnt war. In altgewohnter Weise sind an den
beiden Hauptstraßen die Sehenswürdigkeiten, Schau-
und Vergnügungsbuden, Karussells, Schaukeln usw. unterge-
bracht. Welchen Ehrenplatz sich die kinematographischen
Darstellungen im Laufe der letzten Jahre errungen haben,
kennzeichnet allein die Tatsache, daß nahezu ein volles
Duzend Kinematographen, Bios und Bios diesmal auf
dem Volksfest vertreten sind und alle ohne Ausnahme
zeigen sie eine überschwengliche Pracht und Ausstattung, die
allen schon geeignet ist, die Masse anzulocken. Neben
diesen Königen unter den Schaubuden sind zahlreiche mit
allen Schikanen der Neuzeit ausgestatteten Dampfkarus-
sells vertreten. Die einfachen Karussells werden immer
mehr in den Hintergrund gedrängt. Leilichs Museum
steht wieder auf dem alten Platz. Auf der Redarseite be-
findet sich ferner eine Schaubude, in der Singhalesen vor-
geführt werden, in einer anderen werden Seetiere gezeigt.
In den Photographiebuden kann man sich im Zeppelin-
schen Luftschiff photographieren lassen. Zur Befriedigung
der leiblichen Bedürfnisse ist reichlich gesorgt. Riesen-
bierzelte, teils mit eigenen, teils mit besonders engagier-
ten Musikkapellen, die zur leiblichen Stärkung auch musi-
kalische Genüsse bieten, stehen in stattlicher Zahl bereit.

Nah und Fern.

Folgeschwere Eisenbahnkatastrophe.

Helena (Montana), 25. Sept. Ein Schnellzug
und ein Güterzug der Northern Pacific-Eisenbahn stie-
ßen bei Youngspoint zusammen. 25 Personen
sind getötet worden. Sie befanden sich sämtlich im
Rauschwagen, der durch einen anderen Wagen des Schnell-
zugs vollständig zusammengedrückt wurde.

Kleine Nachrichten.

In Deschingen O.A. Rottenburg brannte das
Wohnhaus und das Scheuergebäude des Pfästerers Brie-
mann bis auf den Grund nieder.

Aus dem Hause des Bauern Josef Wächter in Lieb-
lingen ist, während er mit seiner Frau auf dem Felde
arbeitete, sein ganzes Barvermögen im Betrage von 700
Mark durch einen Einbrecher gestohlen worden.

Gerichtssaal.

Karlsruhe, 25. Sept. Wie sich nunmehr nach der
„Rahrer Zeitung“ herausstellte, heißt der Mörder vom
Klasswalder nicht, wie er bisher behauptete, Alfred von
Janzen, sondern August Philippsohn. Wegen Zellenge-
wossen gegenüber geäußerten Fluchtabsichten wurde der
Verbrecher im Gefängnis in Ketten gelegt.

Gießen, 25. Sept. Die Strafkammer verurteilte
heute den Bankier Hofrat Rothschild von Burdingen wegen
Betrugs, wobei es sich um die Gesamtsumme von 150 000
Mark handelt, zu 8 Jahren Gefängnis und 5 Jahren Ehr-
verlust. Der Mitangeklagte, Prokurist Ader, erhielt we-
gen Beihilfe in vier Fällen und Begünstigung in zwei
Fällen 1 Jahr 3 Monate Gefängnis. Rothschild wurden
3 Monate und Ader 6 Monate der erlittenen Unter-
suchungshaft angerechnet. Beide haben sich nächste Woche
vor dem Schwurgericht zu verantworten.

Aus der Geschichte der Cholera.

Das Gespenst der Cholera, das jetzt einen unheim-
lichen Schatten in Europa auftauchen läßt, war bis
zum Jahre 1817 bei uns ganz unbekannt; es trat auf
als die eigentliche Pest des 19. Jahrhunderts, die Ge-
müter in denselben namenlosen Schrecken erfüllend wie
im Mittelalter der „schwarze Tod“. In Indien hat
die Cholera schon Jahrhunderte früher gewütet. Ein
portugiesischer Arzt des 16. Jahrhunderts, Garcia da
Dorta, beschrieb ausführlich eine von ihm „Mordechi“
genannte Krankheit, deren Symptome und deren Ver-
lauf die gleichen Merkmale aufweisen, wie noch heute
die indische Cholera. Aus dem 17. Jahrhundert sind
dann eine Anzahl Berichte überliefert, die von Epi-
demien choleraähnlicher Krankheiten zu melden wissen,
so 1664 ein Bericht des Arztes Rivieres aus Nimes
und 1672 die Schilderungen von Sydenham und Torti
aus London. Doch lassen sich diese Seuchen nicht mit
Sicherheit mit der Cholera identifizieren. Jedenfalls
breiteten die ersten Seuchenzüge der Cholera, die von
1817—1823 und dann von 1826—38 auch über Eu-

ropa verheerend hinführen, ein Gefühl lähmenden Ent-
setzens über die Welt. Die tiefpessimistische Stimmung,
die damals in der Weltsehmerzgedichtung und in Schopen-
hauers Philosophie ihren Ausdruck fand, erhielt durch
diese Geißel der Menschheit neue Nahrung und einen
düster tragischen Hintergrund. Eine wahnsinnige Furcht
ergriff auch die größten und klarsinnigsten Geister und ge-
rade dieser Schreden schien sie um so sicherer der furcht-
baren Krankheit auszuliefern. So ist der „ungekrönte
König der Geister“, der Philosoph Hegel, der Cho-
lera zum Opfer gefallen und nachdenkliche Geister moch-
ten in diesem merkwürdigen Hinscheiden eines Mannes,
dessen Weltbetrachten die Geistes eines vernünftigen Ge-
schneiffes so zurechtzuleiten formuliert hatte, eine be-
sondere Lücke feindlicher Dämonen sehen. Einer der ent-
schiedensten Hegelianer, Theodor Mundt, hat das denn
auch ausgesprochen. „Die Cholera als den physischen
Ausbruch des allgemeinen Zeitleidens anzusehen, mochte
man sich überhaupt nicht so leicht enthalten. Der Or-
ganismus fängt aus der Mitte seines eigenen Lebens
heraus einen Krieg mit sich selbst an. Die Ganglien
oder das System aller Reizbarkeit und Erregbarkeit des
Lebendigen Daseins werden aus äußerstem Drang nach
Tätigkeit zu Furien und beginnen einen bacchantischen
Tanz. In dieser rätselhaften Empörung spannt das
Gangliensystem alle seine labyrinthischen Netzwerke zu
ebenso vielen Todesstrahlen auf. Das Leben hat sich
aus Angst und Unruhe in seine eigenen Eingeweide ge-
griffen und büßt die Leidenschaft sich selbst zu erkennen
und sich selbst zu begreifen, zuletzt mit dem äußersten
Akt der Selbstreflexion, nämlich sich selbst auszuspeien.
So wirkte die Cholera in jener Zeit nicht wie eine ge-
wöhnliche Krankheit, sondern mehr dämonisch, durch Furcht
und Schrecken, im wahren Sinne eines Zeitensiefs, des-
sen Plagen man zugleich in einem unerklärlichen Bangig-
keitsgefühl wie Bußen hinnimmt.“

Welch ungeheure Erregung sich der Massen bemäch-
tigte, davon erzählt Mme. de Voigne in ihren Erinne-
rungen. Das Pariser Volk glaubte sich durch diese neue
Seuche vergiftet und tötete vier Unschuldliche, die es für
Giftmischer hielt. In einer einzigen Nacht verloren in
einer einzigen Straße in Paris 32 Kinder Vater und
Mutter. An einem Tag starben in Paris 1700 Men-
schen. Sue hat in einigen seiner Romane das grau-
volle Schauspiel einer Choleraepidemie mit allem Rea-
lismus geschildert. Aber in dieser Not regten sich auch
die heroischen und die tatkräftigen Elemente des Men-
schengeistes; ein gewaltiger Kampf ist von der Wissen-
schaft und der Hygiene gegen diesen asiatischen Eindring-
ling geführt worden, und großartige Erfolge haben die-
ses Ringen mit der Krankheit gekrönt, der zuerst die
Menschen hilflos ausgeliefert schienen. Ein gewaltiges
künstlerisches Symbol der Cholera und der aufgeregten
Volkstimmung in den dreißiger und vierziger Jahren
hat Alfred Ruytel geschaffen, da er den Tod auf einem
Mastentisch darstellte, wie er den durch die Krank-
heit starr hingestreckten wildgrinsend mit seiner Knochen-
violine zum Tanz aufspielte und hoch aufgerichtet, die
Geißel in der Faust harr gerade ausstreckend als scheu-
liche Marmite der entsehlliche Festgast auf den Marmorstufen
des Saales sitzt. Auch Hebbels Gedanken und Phanta-
sien haben sich, wie seine Tagebücher ausweisen, des
öfteren mit der Cholera beschäftigt; die Hamburger Cho-
lera-Epidemie von 1892 fand eine erschütternde dichterische
Gestaltung in Ricarda Huchs Roman „Erinnerungen
von Rudolf Ursken.“

Bermischtes.

Ist eine Krankenkasse zur Lieferung eines künstlichen Gebisses verpflichtet?

Mit dem kommenden Winter droht die wirtschaftliche
Entwicklung in den großen Industriestaaten einer Be-
reits schweren Niederganges und damit verbundener Ar-
beitslosigkeit entgegenzugehen. Die im vorigen Jahre von
Amerika ausgehende wirtschaftliche Depression, die im
Sommer infolge der Nachfrage von Arbeitskräften in der
Landwirtschaft weniger in Erscheinung trat, ist noch nicht
überwunden, und die Anzeichen, daß die kommenden Mo-
nate unter ihrem Einfluß stehen werden, sind nicht zu
verleugern.

Am stärksten kommt dies gegenwärtig in England zum
Ausdruck, wo mehr als 60 000 Personen schon jetzt arbeits-
los sind und immer neue Entlassungen in allen Gewerben
vorgenommen werden.

Auch in Deutschland zeigt sich die rückläufige
Konjunktur gegenüber dem Vorjahre. Während in den
deutschen Gewerkschaften im zweiten Vierteljahr 1907 im
Durchschnitt 1,3 bis 1,4 Prozent Arbeitslose gezählt wur-
den, war es im Zeitraum des Jahres 1908 gerade die
doppelte Anzahl. In einzelnen Gewerben, zum Beispiel
bei den Tapezierern, den Hutmachern, im Baugewerbe und
in der Metallindustrie ist die Arbeitslosigkeit noch viel
höher und steigert sich zum Beispiel auf 15 bis 20 Pro-
zent. Eine weitere Verschlechterung der Lage ist zu be-
fürchten.

Es ist angesichts dieser Gestaltung dringend erforder-
lich, daß von Staat und Kommunen vorbeugende Maß-
nahmen durch rechtzeitige Vorbereitung von Notstandsar-
beiten getroffen werden, und daß namentlich die par-
lamentarischen Körperschaften sich der Frage annehmen.
Vor allem aber muß darauf hingewirkt werden, daß bei
Arbeiten im Inlande in erster Linie inländische Arbeiter
Verwendung finden, und daß nicht, wenn Tausende von
heimischen Arbeitern keine Beschäftigung in ihrem Beruf
finden können, die Heranziehung ausländischer Arbeiter
noch mit allen Mitteln erleichtert wird. Schon aus rein
praktischen Gründen liegt es im Staatsinteresse, die hei-
mischen Arbeitslosen zu bevorzugen, die sonst die Armen-
verwaltungen belasten würden, außerdem aber geht das
Bestreben dahin, bei wirtschaftlichen Krisen durch Ein-
richtung von Notstandsarbeiten Arbeitslose unterzu-
bringen.

Es ist zu erwarten, daß Reichstag und Landtag sich
mit dieser Angelegenheit beschäftigen werden. Inzwischen
aber wird namentlich in den Gemeindeverwaltungen ein-
gehend über die Einrichtung von Notstandsarbeiten zu

Beschließen sein, damit nicht, wenn die Not am höchsten
ist, die Frage erst zur Diskussion in den Kommissionen ge-
diehen ist. Die Erfahrungen früherer Jahre bieten genü-
gend Material, um ohne lange Beratungen zur Tat zu
schreiten.

Wie man sich in Berlin wundert.

Der richtige Berliner drückt Staunen und Bewun-
deru auf folgende mannigfache Weise aus: Ja denke, mir
soll der Affe friieren! — Ru biit' id Eenen! — Jott soll
mir'n Dahler schenken! — Kriest'n blaffen Dob! — Ru
frag id Eenen! — Det war doch früher nich! — Ru
schlag einer Lang hin! — Det jeht über die Hutschnur! —
Na, Jott stärke! — So wat kraucht uff'n Boden nich ram!
— Jott Strambach! — Is die Menschenmöglichkeit!
— Kriest' die Motten! — Rannu wird's Dag! — Ree,
aber so watt! — Ja denke, id soll uff'n Rücken fallen!
— Wat sagt der Mensch dazu! — Rannu hör't's uf!
— Dunderkießel! — Na, id bitte zu frägen! — Na, so wat
leb nicht! — Da hört sich denn doch Verschiedenes uf!
— Dunder Sachsen! — Ree, aber Jhnen aber ooch! — J,
da muß doch gleich 'ne olle Wand wackeln! — Ru brat
mit Gener eenen Storch, aber'n milchern un de Beine
recht krusprig! — Na, id sage ooch! — Id fall' vom
Stengel! — Id bin ganz bass! — Ru hört die Weltje-
schichte uf!

Die Räuberhauptfrau.

Seit mehreren Wochen wurde in Paris eine große
Anzahl von Zuhäusern, Räubern und Automobile ge-
stohlen. Die Polizei ermittelte bald, daß es sich hier
um planmäßige Raubzüge einer organisierten Bande han-
delte, trotz aller Bemühungen vermochte sie aber nicht
die Räuber festzustellen. Durch einen glücklichen Zufall
gelang dieser Tage der Jang. Dabei machte man die
überraschende Entdeckung, daß als Räuberhauptmann an
der Spitze der gefährlichen Gesellschaft eine — Frau stand.
Die Bande hatte ihr Quartier in einem über belcom-
beten Hause in Belleville. Unter dem Vorhänge von Ka-
tharine Gallay wurde über die vorzunehmenden Raub-
und Plünderungszüge beraten. Frau Gallay, eine hüb-
sche Dreißigerin, präsidierte dem „Kriegsrat“ in dem
phantastischen Kostüm eines Räuberhauptmanns mit einem
Säbel an der Seite und mit Dolch und Revolver be-
waffnet. Sie hielt auf strengste Disziplin unter ihrer
Schar, die aus zwanzig Personen bestand. Darunter
waren vier junge Mädchen im Alter von sechzehn
bis zwanzig Jahren. Diese weiblichen Räuber lebten
mit ihren Kameraden in wilder Ehe, aus der mehrere
Kinder hervorgegangen waren, die friedlich im Zimmer
spielten, wenn die Bande Pläne zu neuen Taten faßte.
Auch die Anführerin, die schöne Katharine Gallay hatte
sich aus ihrer Gesellschaft einen früheren Kunststicker zum
Manne auserkoren, und der illegitimen Verbindung waren
drei Kinder entsprossen, die sich jetzt in einem Alter von
acht Monaten, einem und zwei Jahren befinden. Wenn
sich Gelegenheit bot, einen Wagen oder ein Automobil
von der Straße zu stehlen, so „arbeitete“ man auf folgende
Art und Weise: drei oder vier von der Bande bewachten
die eine Seite der Straße und paßten auf, ob sich kein
Polizist in der Nähe befände. Auf der anderen Seite
der Straße beobachteten andere ebenfalls, ob sich nichts
Bedeutungsvolles zeige. War die „Luft rein“, dann schwang
sich ein Mitglied der Gesellschaft, das vorher durch das
Los bestimmt worden war, auf das Gefährt und fuhr
davon, während sich die Aufpasser unauffällig nach ver-
schiedenen Richtungen entfernten. Nahte jedoch Gefahr,
dann wurde von den Aufpassern ein Signal gegeben,
und alle verschwanden eilig, als habe der Erdboden sie
verschlungen. Die Bande hat über dreihundert Wagen,
Räder und Automobile auf diese Weise gestohlen, die
gegen ein billiges Geld „verschafft“ wurden. Der Pa-
riser Polizei ist es jetzt gelungen, alle Mitglieder der
Räuber-Gesellschaft zu verhaften. Nur der weibliche
Räuberhauptmann wurde vorläufig in Freiheit belassen,
bis ihre drei kleinen Kinder untergebracht sind.

Kannibalen-Gusto.

Ueber die kulinarischen Gesichtspunkte der Menschen-
fresser macht der holländische Missionar van Duison, der
lange Jahre in Madagaskar seines Amtes waltete, Mit-
teilungen. Nach diesen Aufzeichnungen wird der Weiße
entweder erwürgt, oder aber von hinten getötet; der Kör-
per muß auf diese Weise erledigt werden, da es den Vor-
schriften dieser Stämme über die Vernichtung des Feindes
entspricht. Menschenfleisch wird stets sofort und zwar
durchweg roh genossen. Benutzt werden nur die Ober-
schenkel, Arme und der obere Teil des Rückens. Der
übrigbleibende Leichnam wird zerschnitten und die ein-
zelnen Teile an verschiedenen Orten vergraben, damit der
Geist des Toten sich nicht zurechtfinden soll. Verschiedene
Stämme verfolgen auch nur den Trieb, das Blut an-
derer Menschen in warmem Zustande zu genießen, und diese
Rassen sind es auch, welche nicht nur Weiße, sondern
auch ihre eigenen Landsleute töten. Bei den letzteren
Stämmen muß der Getötete jedoch auf dem schnellsten
Wege geköpft werden.

Handel und Volkswirtschaft.

Serbiberichte.

Beßigheim, 25. Sept. Der Stand der Beßigen Weinbergs ist
sehr zuversichtlich; bei schönem, teilweise vollem Gehang sind die
Trauben in der Reife schon so weit vorgeschritten, daß bei der jetzt
eingetretenen warmen und vorherrschend trockenen Witterung auch die
Qualität, namentlich in den besten Lagen, eine vorzügliche
zu werden verspricht. Die Weinbauer haben den Kampf mit den
verschiedenen Krankheiten und Schädlingsen der Reben so w-der durch-
geführt, daß jetzt noch die Weinberge im schönsten Laubschmuck
dahersehen — Die Weinbaugenosenschaft wird ihren guten
Auf a ch bewahren und etwas extra Feines liefern. In unse-
ren und lauder benachbarten Stadtkellern stehen 5 hydraulische Doppel-
pressen mit elektrischem Betrieb zur solchen Bedienung der Reiser
parat.

Waihingen a. G., 25. Sept. Weinbäuer Ferd. Abel in
Hortheim verkaufte am Dienstag abend seinen neuen Wein dem
dem Jentner nach für M. 22. Der Käufer, ein Herr Lute von
Beßigheim, gab sofort ein Draufgeld von 100 M. Es ist dies hier
der erste und zweifelloste eigenartige Weinverkauf.

